



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niese, Charlotte: Die Hexe von Mayen : Roman : (vierzehnte Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Vierzehnte Fortsetzung)

Andern Tages nahm der Herzog Hans Adolf das Patent eines dänischen Feldmarschalls aus Sehesteds Hand entgegen. Er war freundlich und ein wenig spöttisch, wie es manchmal seine Art war, und der Staatsrat bemerkte mit Staunen, daß er sich nicht so freute, wie er es glaubte. Darüber sprach er nachher mit der Herzogin, als er bei der Tafel zwischen ihr und Hans Adolf saß.

„Seine Gnaden ist nicht so froh, wie des Königs Majestät es wohl erwarten darf!“

Die Herzogin nippte ein wenig aus dem silbernen Becher, der vor ihr stand.

„Die königliche Majestät führt gerade keinen Krieg!“ erwiderte sie entschuldigend. „Und dann —“ sie zögerte einen Augenblick. „Der König nimmt den holsteinischen Herzögen sehr viele Rechte!“

Darauf wußte der Staatsrat nichts zu erwidern, denn es war allbekannt, daß der Dänenkönig allmählich alles Land einzog, über das seine Vettern, die Herzöge, rechtmäßig regierten. Er nannte das Reunion, wie König Ludwig von Frankreich, als er Straßburg besetzte und seinem Reich einverleibte.

Einen Augenblick saß der Staatsrat schweigend, dann hob der Herzog seinen Becher gegen ihn.

„Herr Staatsrat, ich trinke auf Eure liebliche Tochter. Das sie einen braven Gemahl erhalte und den Stamm der Sehesteds nicht erlöschen lasse!“

Der Staatsrat stand auf und bedankte sich für die Ehre.

Darauf redeten die Herren vom Krieg, vom Rheinland, von Laach, der Stadt Mayen und von den Abenteuern, die sie dort erlebten. Sogar der Staatsrat lächelte, als seine Tochter die Hexe von Mayen genannt wurde, und er mußte der Herzogin von allem berichten, endlich sogar von dem Loch in der Mauer, durch das die Braunschweiger in die Stadt gekommen und die Franzosen daraus vertrieben hatten.

Gespannt hörte die hohe Frau zu und sprach endlich den Wunsch aus, die Jungfrau von Sehestedt von Angesicht zu sehen und sich von ihr noch mehr berichten zu lassen.

„Wir sind gar einsam hier und erleben sehr wenig!“ setzte sie hinzu.

Ihr Herr Gemahl hatte diese Worte gehört und hob den Becher nun auch gegen sie.

„Euer Liebden muß nicht allzuviel erleben wollen! Das ist nicht gesund und gibt viel Sehnsucht in das Blut. Viel besser, ein geruhsam Leben zu führen, seinen Acker zu bauen und der Obrigkeit zu gehorchen!“

Die Tischgesellschaft lachte, wie sie lachen mußte, über einen Scherz ihres Herrn. Aber die Herzogin sah ängstlich in das dunkle Gesicht ihres Gebieters. Wenn er so sprach, dann wußte sie, daß er sich schon wieder in die weite, unruhige Welt sehnte, daß sie bestimmen müßte, wie die Stiebel gerichtet und die Ställe gebaut werden sollten. Daß der Vogel schon wieder die Schwingen hob, um weiter zu fliegen. Und das Herz war ihr schwer unter dem goldgestickten Kleid und der feinen tondernschen Spitze, die kunstreich darüber gelegt war.

Aber sie lächelte tapfer und nippte wieder an ihrem Becher.

Eine Woche später stand Jostias Sehestedt vor seiner Base Heilwig. Es war zu Schloß Sehestedt, im Schleswigschen, wohin der Junker geritten war. Stolz lag der Sitz mitten zwischen Wiesen und Wald an einem großen Landsee. Der Junker war gekleidet, wie lange nicht. Er trug ein graues Sammetwams, das reich mit Spitzen besetzt war, dazu feuerrote Strümpfe und gelbe Stulpstiefel, die gleichfalls mit Spitzen besetzt waren. Dann noch einen kleinen Degen und einen mit Edelsteinen besetzten Gürtel. Er machte sich merkwürdig in einem schmucklos eingerichteten Zimmer, das nur notdürftig mit Tischgerät ausgestattet war und auf dessen steinernem Fußboden nicht einmal ein Teppich lag.

Heilwig, die selbst ein einfaches schwarzes Kleid trug und ihr Haar kunstlos aufgesteckt hatte, sprach gleich von dem Gegensatz.

„Ihr wundert Euch gewiß, daß wir armselig wohnen, aber die Polen unter dem Brandenburger Herrn haben vor etlichen Jahren hier gehaust und da der Herr Vater meistens in Kopenhagen wohnt, ist nicht viel wieder angeschafft worden. Aber die Felder sind gut bestellt und die Dörfer allmählich wieder aufgebaut!“

„Ja, der Krieg!“ Jostias setzte sich auf ihr Geheiß und sah sich mit seinen scharfen Augen um.

„Bei meiner Mutter auf Schierensee sind sie damals nicht gewesen!“ sagte er. „So also werden wir immer genug Gerät haben, Base, und brauchen uns nichts Neues anzuschaffen.“

Ihr blaßes Gesicht färbte sich ein wenig, aber sie sah ihn ernsthaft und ruhig an.

„Es ist gut, daß Ihr kommt, Vetter! Ich hab schon auf Euch gewartet! Der Vater liegt mir in den Ohren mit Heiraten, und es ist nicht wohlgetan

für eine Jungfrau, allein zu sein. Zumal, wenn sie eine Erbtöchter ist und ein Mann nach dem anderen das Gut haben will, und die Jungfrau als Zugabe.“

„Ich will Euch nicht als Zugabe,“ sagte er hastig. „Ich will —“ sie machte eine Bewegung.

„Ich weiß, Vetter, Ihr meint es gut, und daher bin ich bereit, Euer Weib zu werden, wenn Ihr mich haben wollt und Eure Frau Mutter damit einverstanden ist. Aber wir wollen nicht von Liebe reden. Ihr wißt, ich habe sie anderswo vergeben.“

„Er ist tot,“ murmelte er, und sie neigte den Kopf.

„Der Herr Vater hat es mir gesagt, und ich bin froh, daß er tapfer gestorben ist — ich wußte, er würde tapfer sein: er hatte wohl einen zarten Leib, aber eine Seele aus Stahl.“

„Ihr hättet bei ihm bleiben sollen!“ rief Josias bitter, aber sie schüttelte den Kopf.

„So meinte ich es nicht: von meinem Glauben konnte ich ebensowenig lassen wie er. Aber er rettete mir das Leben und daher darf ich wohl an ihn denken. Und dazu ist er tot — aber, wenn Ihr meint, den Gedanken an ihn bei mir nicht ertragen zu können, so sagt es offen. Mein Herr Vater wird alsdann einen anderen Mann für mich wählen!“

Josias zupfte an den lang herabfallenden Spitzen vor seiner Hand.

„Eins muß ich noch sagen,“ begann er stockend. „Ich habe den Wiltberg wohl fallen gesehen, aber dann mußte ich weiter. Die grauen Brüder haben ihn mit anderen weggetragen.“

Sie verstand ihn gleich.

„Ihr meint, er könnte noch leben?“ Sie war rosenrot geworden und ihre Augen nahmen einen hellen Schein an.

Dann legte sie die Hände zusammen.

„Möge Gott ihm die Gesundheit wiedergeben, sofern er noch lebt! Sonst —“ sie hielt inne und das Sprechen fiel ihr schwer. „Ich gönne ihm keinen stachen Leib!“

Dann war es still zwischen den beiden. Vom Hofe her knallte eine Peitsche, die rohe Stimme des Vogtes schallt, und irgend jemand lachte frech und gellend.

„Die Leibeigenen sind unbotmäßig,“ sagte Heilwig sich beherrschend. „Die vielen Kriege haben sie müßig und trotzig gemacht, mein Vater ist fast immer weg —“

„Es fehlt der Mann mit starker Hand!“ sagte er und streckte seine Rechte aus. Sie war hart und groß und über Heilwig kam es wie Furcht.

„Werdet Ihr auch gut zu mir sein?“ fragte sie zähhaft.

Da bog er das Knie vor ihr und küßte ihr beide Hände.

„Ich darf es ja nicht sagen, aber ich liebe Euch sehr!“

\*

\*

\*

Den Herzog Hans Adolf litt es nicht lange in seinem kleinen Land. Bald zog er wieder aus, um gegen Feinde zu reiten und die in Holstein schüttelten den Kopf über ihn. Denn seine Frau Gemahlin war viel allein, mußte die Regierung führen und dabei noch Mutterpflichten erfüllen. Da meinte man, der Herzog könnte besseres tun, als mit den Dänen gegen die Schweden zu kriegen, oder nach Holland zu reisen und dort das Heer mit neuen Gewehren versehen zu lassen. Aber er war einmal ein unruhiger Herr, und daß die Leute von ihm sagten, daß er zaubern könnte, erfreute ihn über die Maßen. In den Spinn- und Wachtstuben ward allerhand von ihm berichtet, das die Haare zu Berge stehen ließ, und wenn er manchmal auf seinem schwarzen Pferd und ganz spät in der Nacht durch seine kleine Residenz ritt, dann sprach mancher ein Stoßgebetlein. Aber er war nicht allein ein Kriegsheld und ein Zauberer, er war auch ein guter Landesvater, der Schulen bauen ließ, die Gewerbe begünstigte und alles, was seine Gemahlin in dieser Hinsicht anordnete, gut hieß. So sah es bald ordentlich und friedsam im Ländchen aus, und wenn Sofias Sehestedt einmal von Schierensee mit seiner Gemahlin nach Plön ritt, um der Herzogin die Aufwartung zu machen, und wenn er daheim war, auch den Herzog zu sehen, dann meinte er doch, daß ein Weiberregiment so übel nicht wäre, wenn es ordentliche männliche Ratgeber hätte. Frau Heilwig lächelte ein wenig verträumt über diese Worte, aber widersprach ihnen nicht. Herr Sofias war ein stattlicher Landedelmann geworden, der seine zwei Güter gut und kräftig regierte und dabei doch kein zu scharfes Regiment führte, wie manche seiner Standesgenossen.

Er war rücksichtsvoller gegen seine Gemahlin als mancher andere Junfer; noch niemals war er betrunken nach Hause gebracht, oder hatte jemanden im Streite erschlagen, wie dies damals so häufig vorkam, also konnte Frau Heilwig wohl zufrieden sein und sie war es sicherlich. Zwei Söhne hatte sie, ein Töchterchen und eine große Gutswirtschaft, viel Arbeit und Mühe. Da war es nicht verwunderlich, daß Frau Heilwig sich nicht unterschied von anderen Edelfrauen; daß sie schaffte und sorgte und auch wohl einmal mit der Peitsche dreinschlug, wo sie meinte, es nötig zu haben. Noch immer zog Gefindel einher, machte die Leibeigenen auffässig, und suchte zu stehlen und zu brennen, wo es anging. Denn irgendwo war ja immer Krieg, und was heimatlos oder angeschossen war, das lebte vogelfrei und schadete wie Ungeziefer. Jeder Edelhof hatte sein Gefängnis, in dem die Landstreicher eine Hungerkur durchmachten, wenn man sie nicht aufhängte.

Und einmal war der Turm zu Schierensee fast voll. Von allen Seiten, vor allem von Hamburg her, waren Landstreicher gekommen, und der Bogt rang die Hände. Denn allein wagte er doch nicht, an den Malefikanten ein Urteil zu vollstrecken, und der Herr von Sehestedt war auf eine Jagd im östlichen Holstein geritten, und niemand wußte, wann er heimkehrte. Die edle Frau aber, die sonst das Urteil sprach, hatte an anderes zu denken. Ihr kleines

Töchterchen war krank und sie mußte es pflegen, hatte unruhige Nächte und sorgte sich schwer. Zwei weise Frauen hatten schon helfen wollen, und der herzogliche Leibmedikus aus Kiel war dagewesen, um viel weise Worte auf lateinisch zu sagen und etliche Flaschen Mixtur zu verschreiben. Aber bei der kleinen Heilwig wollte nichts helfen, sie lag müde in ihrem Bettchen und über die Mutter kam die große Angst.

Ungeduldig winkte sie eines Tags dem Bogt ab, der ihr eine Nachricht bringen wollte, und der Mann entfernte sich auf Zehenspitzen, während er den Kopf schüttelte. Denn er hatte eben erfahren, daß ein Mordbrenner ganz in der Nähe sein Wesen triebe, einer von denen, die sich nicht mit Brand und Raub begnügen, sondern ihr Messer ziehen und die Kehle abschneiden. Frau Heilwig aber freute sich, daß der Mann wieder ging.

Sie saß im Garten, zwischen Taxushecken, und neben ihr stand das Bett des Kindes. Zwar hatte der Leibmedikus vor der frischen Luft gewarnt, weil sie böse Dämpfe enthalten könnte, aber die kleine Heilwig schlief immer in der warmen Sonnenluft ein, sonst konnte sie keine Ruhe finden. Die Sommerrosen dufteten und der blaue Rittersporn streckte seinen schlanken Stengel neben der weißen Lilie in die klare Luft; es war sehr friedlich hier und Heilwig lehnte sich in ihren Stuhl zurück und schloß die Augen. Es war schwer, in der Nacht zu wachen und am Tage keine Ruhe zu finden. Eigentlich wollte sie an einem Linnentuch nähen, das sie sich mitgenommen hatte, aber ihre Hände lagen müßig und mochten die Nadel nicht zu halten. Keiner Magd konnte sie die Sorge um ihr Kind überlassen, sie waren alle leichtfertig und dachten an andere Dinge. Gestern noch mußte Frau Heilwig eine von ihnen strafen, weil sie ihre Arbeit nicht tat. Sie hieß Trina — am Rhein würde man sie wohl Kätha gerufen haben, weil sie Katharina getauft war. Kätha — Frau Heilwig wiederholte halb im Traum den Namen. Kätha war damals gut gegen sie gewesen, obgleich sie sie für eine Heze oder eine Kezerin hielt. Aber die Angst vor ihr verschwand allmählich, als sie sah, daß Heilwig wohl einen anderen Glauben hatte, sonst aber eine vornehme adelige Jungfrau war. Eigentlich wollte Heilwig immer noch einmal nach der guten Kätha fragen lassen, aber ihre Absicht war nie weiter gediehen. Sie hatte so wenig Zeit mehr. Da war ihr Mann, der gute Jostas von Sehestedt, der sie rechtschaffen liebte, wie es sich gebührte. Aber er verlangte doch recht viel von seiner Gemahlin. Seine Mutter, eine eigene, stolze Frau, mußte besonders behandelt werden, dann kamen die Kinder und dann starb der Staatsrat ganz plötzlich am Schlagfluß, und eins nach dem andern nahm die Gedanken in Anspruch. Wie konnte man in die Ferne, an die Zeit denken, die gewesen war? Frau Heilwig lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Jetzt fuhr sie in die Höhe. Klang nicht ein Schritt hinter den Taxushecken? Sie stand auf und sah sich um. Es war still um sie; in den Büschen flatterte ein Vogel auf und die Meise lockte leise

und ängstlich. Sie rief wohl ihren Kleinen, die noch ungern das Nest verließen und sich meistens in seiner Nähe hielten.

Frau Heilwig sah nach ihrem schlafenden Kinde; es atmete ruhig, die langen Wimpern lagen auf dem zarten Gesicht, der Mund war halb geöffnet und zeigte die kleinen weißen Zähne.

Herr Josias sagte, die Kleine wäre ihrer Mutter aus den Augen geschritten, und bei diesen Worten nickte er seiner Frau lächelnd zu. Er war kein zärtlicher Ehemann, vielleicht hätte er es einmal werden wollen, aber Heilwig wehrte leise ab. Nun war er höflich, wie es sich für einen Herrn gebührt, der auf höfliche Sitte Wert legt. Wie zwei gute Kameraden ging das Ehepaar nebeneinander her und dachte kaum mehr an Liebe. Bis die Kleine geboren ward. Frau Heilwig war damals sehr krank gewesen und daher kam es wohl, daß sie seit der Zeit leichter müde wurde und ihre Gedanken nicht in der Gewalt hatte. Wie dunkel und schaurig war es im Turm zu Mayen gewesen; die Eulen schrien um das alte Gemäuer, irgendwo mauzte ein Kater und der Hund bellte. Hieß er Bursch und war der Kater, der Rotpelz, der nachher bei Frau Ursula von Brewer auf die Stühle kletterte und sich recht unverschämt benahm? Der Junker Franz Kaver wollte ihn einmal beim Schwanz fassen und in der Luft umherwirbeln, aber der Peter war schneller als er, saß oben auf dem Schrank und lachte. Ja, er lachte, und er hieß Peter, gerade wie der Knecht des Herzogs, mit dem sie von Laach nach Niedermendig ritt. Er wollte Hafer requirieren und auch Pferde, aber er war nicht dabei, als Mayen den Franzosen entrisen wurde, durch das Loch der Mauer. Sie hatte es angegeben, denn durch dieses Loch schob sie einst mit sanfter Gewalt Sebastian von Wiltberg. Derselbe, den sie dann zu lieben begann, so daß sie meinte, nicht ohne ihn leben zu können. Was aber bedeutete damals das Leben einer einzelnen? Wenn einer die Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele? Es war ein Abgrund zwischen ihr und Sebastian, niemand von den beiden konnte hinüberreichen. Auf dieser Erde niemals — ob im Jenseits? Die Katholischen hatten einen Himmel für sich und sie wollte dorthin, wo Martin Luther war und neben ihm die großen Helden des gereinigten Glaubens.

Frau Heilwig fuhr mit einem Schrei in die Höhe. Vor ihr stand ein zerklumpter Mann, der sie spöttisch betrachtete.

„Also hier ist das edle Fräulein, das sich damals so fein retten ließ! Hier schläft sie in Frieden und ist doch eine von Gott Verfluchte, die das Unheil brachte über die arme Stadt!“

Er hatte eine heisere Stimme und böse Augen. Heilwig starrte ihn an, während er höhnisch lachte.

„Die Jungfrau kennt mich nicht mehr und ich war es doch, der Barmherzigkeit übte! Weiß die edle Frau dies nicht mehr? Wäre es nach den anderen gegangen, si hätte brennen müssen, ich aber hielt die Hand über ihr;

und meine Dienste wurden schlecht gelohnt. Glend bin ich und verlassen, einmal hat mich ein Wagen am Rhein überfahren und seit der Zeit bin ich ein Krüppel, und niemand hat Erbarmen. Einmal war ich der Stadtschreiber von Mayen und nun bin ich ein Lump.“

Heilwig rieb sich die Stirn. War sie noch im Traum? Aber die heifere Stimme sprach weiter.

„Anders bin ich geworden wie ehemals, Frau, und Ihr tragt die Schuld. Ich habe Euch das Leben gerettet, das die anderen Euch nehmen wollten, jetzt ist es an Euch, alte Schuld zu bezahlen. Gebt mir Geld, daß ich ein ordentlicher Mensch werde!“

„Ich habe Euch nichts zu danken!“ Heilwig hatte ihren Schreck überwunden und richtete sich auf. „Ihr habt mir damals arge Angst eingelöst und mir nicht geholfen. Geht, woher Ihr kamt!“

„Leicht gesagt!“ Er lachte noch bösertiger. „Ich bin von nirgendwoher und gehe nach nirgendwohin. Alle haben sie mir übel mitgespielt, und ich bin doch einer, der ebensogut Freude haben wollte wie die anderen. Ihr solltet klug sein und mir geben, was ich haben will! Hundert Goldtaler sind für eine reiche Frau nicht viel und ich kann wieder in die Heimat ziehen, die mich damals nicht mehr haben wollte.“

Er stand vor ihr mit herrischer Miene und über Heilwig kam ein großer Zorn. Was wagte der Mensch, der sie damals geängstigt hatte, daß sie noch manchmal von ihm träumte!

Sie griff nach einer silbernen Pfeife, mit der sie die Mägde herbeirief, aber — da hatte der ehemalige Stadtschreiber sie ihr schon aus der Hand geschlagen und hob die Hand gegen sie. Gerade, als der Bogt noch einmal um die Ecke der Hecke lugte, weil er der edlen Frau doch noch ein dringliches Wort zu sagen hatte. Und dann lag der Bettler bald unter der harten Faust des Knechtes auf der Erde, wurde vorsichtig und langsam gebunden und in den Turm gebracht, in dem schon so viele andere auf Strafe warteten. Heilwig stand tatenlos dabei, als der einstige Stadtschreiber abgeführt wurde. Halb war sie erleichtert, halb sorgenvoll. Weshalb kam der Mann, der einstmals ihr Richter hatte sein wollen, und weshalb kam über sie eine Empfindung der Angst?

„Du sollst ihn nicht allzusehr behandeln!“ sagte sie zum Bogt, als dieser ihr meldete, daß sein Gefangener ganz besonders wild und bösertig gewesen wäre. Einen Mitgefangenen hatte er gleich in die Wange gebissen und dazu ganz gotteslästerliche Reden ausgestoßen.

„Kannst du ihn nicht laufen lassen?“ setzte sie hinzu, als der Bogt die Augen weit aufriß.

„Laufen lassen? Edle Frau, dann wird es viel Unglück geben, und der edle Herr wird zornig werden. Am besten wäre es, wir knüpften ihn gleich

auf, weil er dann nicht mehr schaden kann. Aber der edle Herr will immer vorher gefragt sein.“

„Hängen darf er nicht!“ Heilwig war aufgefahren, und der Bogt kniff seine kleinen Augen zusammen und rieb den geschorenen Kopf.

„Anderstwo darf der Bogt solch Gefindel hängen!“ murrte er. „Was soll man sonst mit ihnen beginnen? Sie schaden nur!“

(Fortsetzung folgt)



## Karl Goedeke

Zu seinem hundertsten Geburtstage

Von Dr. Hans Hirschstein



n der Zeit, da sich mit der politischen Befreiung unseres Volkes von fremdem Joch die geistige vollendete, da die Romantik mit der Hebung längst vergessener Geisteskräfte und mit der Erweckung des geschichtlichen Denkens der deutschen Kultur ungeahnte Werte erschloß und dem nationalen Gedanken die festen Grundlagen schuf, auf denen das neunzehnte Jahrhundert weiterbauen sollte, erblickte Karl Ludwig Goedeke, einer der bedeutendsten Vertreter und Förderer der deutschen Literaturwissenschaft, das Licht der Welt. Am 15. April 1814 zu Celle als Sohn eines wohlhabenden und geachteten Maurermeisters geboren, besuchte er zuerst die unteren Klassen des Gymnasiums seiner Vaterstadt und bezog Michaelis 1828 das Pädagogium zu Hfeld am Harz. Schon während seiner Schulzeit wandte er der deutschen Literatur besondere Teilnahme zu. So studierte er denn auch an der Göttinger Universität von Ostern 1833 bis 1838 vorzüglich Philologie und Literaturgeschichte. Neben Dahlmann und Gervinus gaben ihm besonders die Brüder Grimm reichste Anregung, denen er stets in gleicher Liebe und Dankbarkeit anhing. Einen Abschluß in Promotion oder Staatsexamen fanden seine Studien nicht. Der Hauptgrund hierfür ist wohl in seiner gerade damals hervortretenden dichterischen und der durch die politischen Ereignisse des Jahres 1837 hervorgerufenen journalistischen Tätigkeit zu erblicken.

In diesem Jahre bestieg nämlich Königin Viktoria, die Nichte Wilhelms des Vierten, als nächste Erbberichtigte den englischen Thron. Das in Hannover geltende salische Gesetz löste dessen Personalunion mit England, die seit 1714 bestand, dem Jahre, da Georg der Erste als Sohn der Kurfürstin Sophie von Hannover und Urenkel Jakobs des Ersten auf Grund der Sukzessionsakte von 1701 den englischen Thron bestiegen hatte. Hannover fiel Ernst August, dem